

Die Würde
des Menschen
ist ~~nicht~~
unantastbar.

Inhalt

- 04 Der Wert des Lebens
- 08 Geplante Maßnahmen
- 10 Zwangssterilisation,
Deportation zur Tötung,
Krankenmord
- 16 Nach 1945
- 20 Maria Weindl
- 22 Theodolinde Diem

Erinnerung für die Zukunft

Wir gestalten Informations-, Lern- und Gedenkorte zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft psychiatrischer Arbeit in Eglfing-Haar bei München.

Unsere Einrichtung ist seit 1905 durchgängig Behandlungsort für psychisch Kranke und Menschen mit Behinderung.

Während der nationalsozialistischen Diktatur 1933 bis 1945 wurde die damalige Anstalt Eglfing-Haar ein Ort unmenschlicher Verbrechen. Es kam zu massenhaften Zwangssterilisationen und tausendfachem Krankenmord.

Wir stellen uns dieser grausamen Vergangenheit. Wir sehen uns in der Verantwortung, den Opfern ihre Namen zu geben und die Täter zu benennen. Wir halten so die Erinnerung lebendig und lernen aus unserer Geschichte.

Der Wert des Lebens

Warum Erinnern so wichtig ist

Am 18. Januar 1940 ging der erste Transport von Patienten der damaligen Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, des heutigen kbo-Isar-Amper-Klinikum, in die Tötungsanstalt Grafeneck. Es war dies die erste Deportation im Rahmen der NS-Krankenmorde im damaligen Deutschen Reich. 25 Menschen haben an diesem Tag ihr Leben verloren. Insgesamt rechnen wir mit etwa 4000 Opfern, die zwischen 1939 und 1945 von Eglfing-Haar aus zur Ermordung deportiert oder hier vor Ort getötet wurden, durch überdosierte Medikamente, Nahrungsentzug oder gezielte Vernachlässigung. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Klinik haben selbst zu diesen Verbrechen beigetragen oder sie durch „Wegsehen“ und Unterlassen mit ermöglicht. Es ist uns Verantwortung und Verpflichtung, uns mit dieser Geschichte des Klinikums auseinanderzusetzen.



Seit 1990 gibt es in Eglfing-Haar ein Mahnmal für die Opfer der NS-„Euthanasie“.



In Zeiten, in denen es wieder politisch legitim erscheinen mag, Minderheiten auszugrenzen, dem Eigeninteresse das Wort zu reden und die Solidarität gering zu halten, wird das Motto „Der Wert des Lebens“, das sich die Gedenkstätte Hartheim gegeben hat, zum aktuellen Leitspruch. Unsere Einrichtung, das heutige kbo-Isar-Amper-Klinikum, war kontinuierlich Behandlungs-ort für psychisch kranke und behinderte Menschen – in denselben Räumen, in denen die Verbrechen stattgefunden haben. Auch deswegen nehmen wir eine besondere Verantwortung gegenüber den bei uns behandelten Menschen wahr; gegenüber Menschen, die in akuten Krisen sind ebenso wie gegenüber denen, die durch dauerhafte Behinderungen in ihrer Teilhabe am Leben benachteiligt sind.

Die Auseinandersetzung mit den Verbrechen der NS-Krankenmorde sind zum einen Verpflichtung im Sinne eines Bewahrens der Erinnerung, sie sind aber auch Leitschnur und Vorgabe, unser Verhalten heute und in der Zukunft immer wieder kritisch zu reflektieren und zu überprüfen. In vielen Diskussionen zur zeitgemäßen Behandlung psychisch Kranker eröffnen sich komplexe Fragestellungen, die eines hohen Maßes an ethischer Reflektion und Überlegung bedürfen, sei es bei der Frage nach Gentests zur Feststellung

einer angeborenen Behinderung oder im Umgang mit suizidalen Menschen, sei es bei Fragen zur Ökonomisierung der Medizin oder im Umgang mit psychisch kranken Menschen, die andere gefährden, sei es beim Einsatz von Zwang im Rahmen einer Behandlung oder zur Frage der Gewalt, die von, aber auch an psychisch Kranken verübt wird.

Wir stehen dazu, dass es möglich ist, weiterhin innerhalb der baulichen Gegebenheiten zu arbeiten, in denen früher Verbrechen begangen wurden. Dies bedeutet aber auch eine hohe Verpflichtung, uns der Problematik, die diese Entscheidung in der Wahrnehmung aus verschiedenen Perspektiven beinhaltet, zu stellen, indem wir uns all diesen ethischen Fragen fortlaufend aktiv zuwenden, Standards formulieren, Kritik und Brüche zwischen Konzept und Alltag wahrnehmen und integrieren. In diesem Bemühen sind wir in enger Abstimmung und kontinuierlicher Kommunikation mit Erfahrenen- und Angehörigenverbänden.

Unsere Auffassung vom Wert des Lebens kommt darin zum Ausdruck, wie wir heute mit den uns anvertrauten Patientinnen und Patienten umgehen. Wir entwickeln unsere medizinischen, pflegerischen und therapeutischen Konzepte weiter. Wir befassen uns intensiv mit

An diesem Ort befanden sich die Bahngleise, auf denen die Deportationszüge die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar verließen. Am Zielort Hartheim bei Linz wurden die deportierten Kranken durch Gas ermordet.



Erinnerungskultur bedeutet auch, dass Erinnerung nach innen gerichtet ist.

Themen wie Zwang und Gewalt in der Psychiatrie und versuchen hier neue Konzepte des (Be-)Handelns zu finden und umzusetzen. Trotz aller wirtschaftlichen Zwänge, trotz Personal- und Fachkräftemangel, trotz und gerade wegen unserer Geschichte versuchen wir uns dieser Vorgabe zu stellen: Das Leben hat einen nicht verhandelbaren, nicht relativierbaren Wert. Damit uns dies gut gelingt, müssen wir uns aktiv um eine lebendige und zeitgemäße Auseinandersetzung mit unserer Geschichte bemühen und versuchen, aus dieser Haltung heraus eine ethisch fundierte und therapeutisch moderne Psychiatrie und Psychotherapie zu gestalten.

Anfang 2019 wurde die von-Braunmühl-Straße in der Stadt Haar in Max-Isserlin-Straße umbenannt; diese Entscheidung war durch ein breites Einverständnis auf kommunaler Ebene getragen. Dr. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Raphael Isserlin, der Enkel von Max Isserlin, der eigens aus England angereist war sowie zahlreiche Repräsentanten aus kbo, Kommune und Bezirk waren bei der Zeremonie zugegen. Zeitgleich haben wir im „Direktorengang“

des Verwaltungsgebäudes des Klinikums die dort in klinikinterner Tradition aufgereihten Porträts der früheren Direktoren abgenommen und durch ein Plakat mit der Überschrift „Wir denken nach“ ersetzt. Ausgehend von dieser symbolischen Handlung haben wir die Neugestaltung der Erinnerungskultur im kbo-Isar-Amper-Klinikum auf den Weg gebracht – im Austausch mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, mit Behandlungspartnern, mit Patienten und Angehörigen.

Prof. Dr. Gerhard Schmidt hat als Direktor von 1945 – 1946 die Verbrechen in der NS-Arbeit aufgearbeitet und ein wegweisendes Buch veröffentlicht. Als Erinnerung und Anerkennung seiner Leistung wurde der zentrale Platz des Klinikums 2023 nach ihm benannt.

An unterschiedlichen Orten – am vorhandenen Mahnmal, im Verwaltungsgebäude Vockestraße 72, im Psychiatrie-Museum, an ausgewählten Orten der Verbrechen auf dem Klinikgelände – soll klar, übersichtlich, eindrücklich, unter Nutzung verschiedener Medien und aus unterschiedlichen Perspektiven die Geschichte unseres Hauses dargestellt werden. Es soll

deutlich werden, welche Verbrechen hier begangen wurden, wer die Opfer waren und wer die Täter. Es muss deutlich werden, dass die heutige Klinik in dieser zeitlichen Kontinuität steht, dass sie sich dieser Verantwortung stellt und dass sie dies aber als Herausforderung und Ansporn sieht, ihr heutiges Handeln und Tun ganz besonders zu hinterfragen.

Um diese Projekte voranzubringen, gibt es seit 2018 einen klinikinternen Arbeitskreis, der durch externe Expertinnen und Experten beraten wird. Die Diskussion erfolgt in enger Abstimmung mit dem Arbeitskreis Erinnerungskultur und Demokratie von kbo und Bezirk Oberbayern sowie der Gedenkinitiative für die „Euthanasie“-Opfer und dem politischen Beirat zum Arbeitskreis Erinnerungskultur und Demokratie des Bezirks Oberbayern.

Äußere Informationen, Gedenkort und mediale Aufarbeitungen sind das Eine. Erinnerungskultur bedeutet aber auch, dass Erinnerung nach innen gerichtet ist. In Übereinstimmung mit Aleida Assmann,

Preisträgerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2018, sind wir der Überzeugung, dass es unfertige anstatt fertiger Denkmäler braucht. Wir wollen eine dauerhaft wirksame Erinnerungskultur mit regelmäßigen Bildungs- und Informationsveranstaltungen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Klinik, Besucher, die interessierte Fachöffentlichkeit, Auszubildende der Berufsfachschulen und der umliegenden allgemeinbildenden Schulen, Selbsthilfverbände, Angehörigenverbände und viele mehr sollen laufend in Aktivitäten, Fortbildungen, Diskussionen und Diskurse eingebunden werden. Die Klinik will dabei als Plattform für den Diskurs fungieren, sie will kommunizieren, sich austauschen und auch gerade denen zuhören, die sonst keine Stimme haben. Hierfür bedarf es passender pädagogischer Konzepte wie auch einer achtsamen Öffentlichkeitsarbeit. Dazu gehören auch die wiederkehrenden Gedenkveranstaltungen am 18. Januar jeden Jahres. All dies soll Teil einer lebendigen und sich weiter entwickelnden Erinnerungskultur unseres Hauses sein und werden.



Erinnerung an die Opfer
der ersten Deportation
am 18. Januar 1940 an den
Bäumen beim Mahnmal

In den kommenden Jahren
entstehen vielfältige
Informations-, Lern- und
Gedenkort zur Geschichte,
Gegenwart und Zukunft
psychiatrischer Arbeit
in Eglfing-Haar.

Psychiatrie- museum

Das 2005 eröffnete Museum wird
neu konzipiert und gestaltet.

Vockestraße 72 / Direktorium

Das Gebäude spielt als Sitz des
Direktoriums eine Rolle als historischer
„Ort der Täter“. 2022 wurde eine
synchronoptische Zeitleiste der
Öffentlichkeit vorgestellt, die multi-
perspektivische Geschichte des
Klinikums erklärt.

„Kinderhaus“

Hier wurden zwischen 1940 und
1945 durch Überdosierung von
Medikamenten 337 Kinder und
Jugendliche ermordet.

„Kinder- fachabteilung“

Friedhof

Haus 25:

„Hungerhaus“ für Männer

Prosektur

Die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie in München betrieb seit 1926 eine Prosektur in Eglfing. Hier wurden verstorbene Patienten obduziert sowie Gehirne entnommen und untersucht.

Gerhard-Schmidt-Platz

2023 wurde der zentrale Platz des Klinikums nach Prof. Dr. Gerhard Schmidt benannt. Schmidt arbeitete nach dem II. Weltkrieg die Verbrechen konsequent auf.

Haus 10

In der gesamten Anstalt wurden von 1939 bis 1945 etwa 1600 erwachsene Patienten durch Nahrungsentzug, Vernachlässigung oder Medikamente getötet. Mehr als 400 von ihnen kamen in den beiden eigens eingerichteten „Hungerhäusern“ ums Leben. Etwa die gleiche Anzahl von Opfern ist alleine im Haus 10, einer Station für pflegebedürftige Frauen, zu verzeichnen.

Haus 22:

„Hungerhaus“ für Frauen

Zentraler Gedenkort

Die „Bibliothek der Namen“ erinnert seit 2025 an die Opfer der Euthanasie und gibt den Opfern ihre Namen zurück. Bereits 1990 wurde hier ein Mahnmal für die Opfer der Euthanasie errichtet.

Hier bestiegen von Mitte 1940 bis Mitte 1941 annähernd 1900 Opfer die Deportationszüge zur Tötungsanstalt Hartheim bei Linz. Die ersten Transporte wurden bereits ab Januar 1940 mit Bussen durchgeführt. Ziel war die Tötungsanstalt Grafeneck (Baden-Württemberg). Insgesamt wissen wir derzeit von 2018 Menschen, die aus Eglfing-Haar deportiert und umgebracht wurden.

Ehemaliger Bahnanschluss

Zwangssterilisation, Deportation zur Tötung, Krankenmord

Die Heil- und Pflege- anstalt Eglfing-Haar im Nationalsozialismus

Die nationalsozialistische „Erbgesundheitspolitik“ selektierte die Bevölkerung nach den Kategorien „erbkrank“ und „erbggesund“. Medizin und Psychiatrie in Bayern waren entscheidend an dieser Entwicklung beteiligt. Für das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (1933) hatte Ernst Rüdin, Leiter der „Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie“ in München, die wissenschaftliche Vorarbeit geleistet. In der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar fand diese NS-Gesundheitspolitik einen fruchtbaren Boden, was mit dem ideologischen und wissenschaftlichen Profil der dort Verantwortlichen zusammenhängt. Unter den beiden Direktoren Fritz Ast (1931–1937) und Hermann Pfannmüller (1938–1945) wandelte sich die Einrichtung zu einer „Musteranstalt“ der erbbiologisch und rassenideologisch konzipierten Psychiatrie und zu einem Ort der Vernichtung psychisch kranker Menschen.

Zwangssterilisation

Der Anstaltsdirektor von Eglfing-Haar, Fritz Ast, war ein nachdrücklicher Verfechter der Zwangssterilisation. Die Ärzteschaft der Anstalt Eglfing-Haar hätte die ihnen gestellten rassenhygienischen Aufgaben „in ihrer vollen segensreichen Tragweite und mit ehrlicher Begeisterung“ erfasst, schrieb Ast in seinem Jahresbericht von 1934. Das von den Nationalsozialisten geschaffene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ bezeichnete er als ein so grundlegendes und in die Zukunftweisendes Werk, dass jeder Arzt sich mit ihm eingehend vertraut machen müsse. Das 1933 erlassene und zum Jahresbeginn 1934 in Kraft getretene „Sterilisationsgesetz“ sah Zwangssterilisationen bei Krankheiten vor, von denen man annahm, dass sie vererbbar seien. Auch „soziales Versagen“ wurde als Anzeichen für erbliche „Degeneration“



Hermann Pfannmüller war von 1938 bis 1945 Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar. Blatt aus der NSDAP-Mitgliederkartei

30. Juni 1936 Schwa.

Pfannmüller dachte die erb- und rassenhygienischen Vorstellungen radikal zu Ende.

gewertet. Die Entscheidung für Zwangssterilisationen lag in der Hand von Erbgesundheitsgerichten, die auf der Grundlage von medizinischen Gutachten urteilten. Fritz Ast war auch als ärztlicher Beisitzer für das Münchner Erbgesundheitsgericht tätig. Während seines Direktorats wurden auch Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing Opfer der Zwangssterilisationen. Von 1934 bis 1943 kam es in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar zu mindestens 1703 Sterilisationen.

1936 wurde in Eglfing-Haar Hermann Nadler (er war später, von 1957 bis 1965, Ärztlicher Direktor des Nervenkrankenhauses Haar) als „Erbarzt“ eingesetzt. Unter seiner Leitung startete die „erbbiologische Bestandsaufnahme“ der Anstaltspatientinnen und -patienten und ihrer Angehörigen. Tausende von Familien wurden auf diese Weise in umfangreichen „Sippentafeln“ erfasst. Im Januar 1937 wurde Nadler zudem noch zum „Landesobmann für die erbbiologische Bestandsaufnahme“ in Bayern ernannt. Bereits seit 1934 wurden in Eglfing-Haar regelmäßig „erbbiologische Anschauungskurse“ durchgeführt. Menschen aus allen Bevölkerungskreisen, Mitglieder der SS und SA, Lehrer, Polizisten und Verwaltungsbeamte wurden durch die Stationen geführt. Die letzte Führung fand am 16. Februar 1945 statt. Insgesamt nahmen 21.142 Personen an diesen Schulungskursen teil.

Der 1938 ins Amt gekommene Anstaltsdirektor Pfannmüller dachte die erb- und rassenhygienischen Vorstellungen radikal zu Ende: Ökonomisch „nutzlose“ und daher in seinen Augen gesellschaftlich überflüssige Menschen mussten liquidiert werden, damit sie der Gemeinschaft nicht mehr als „Ballastexistenzen“ zur Last fallen. Unter seiner Leitung wurde Eglfing-Haar zu einem Ort der Krankenmorde.

Kinder-„Euthanasie“

1939 wurde der „Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden“ gegründet. Hinter dieser Tarnbezeichnung verbarg sich eine Organisation, die die Erfassung, Begutachtung und Tötung von Neugeborenen und Kindern mit „Missbildungen“ zentral koordinierte. Psychisch oder körperlich behinderte Kinder bis zum dritten Lebensjahr sollten durch Hebammen und Ärzte an das zuständige Gesundheitsamt gemeldet werden. Die Amtsärzte überprüften die Meldungen und leiteten sie an den „Reichsausschuß“ weiter. Wurde ein gemeldetes Kind als ein „Reichsausschuß“-Fall bewertet, wurde über das Gesundheitsamt versucht, die Eltern zu veranlassen, ihr Kind in eine „Fachabteilung“ zu geben, unter anderem mit dem Argument, dass ihrem Kind dort eine „fortschrittliche Behandlung“ zuteil werde. Im Deutschen Reich wurden 30 „Kinderfachabteilungen“ eingerichtet.

Bis April 1945 fielen unter der ärztlichen Leitung des Direktors Pfannmüller insgesamt 337 Kinder und Jugendliche der „Euthanasie“ zum Opfer. Hauptakteur bei der Untersuchung, Bewertung und Tötung der „Reichsausschuß-Kinder“ in Eglfing-Haar war neben Pfannmüller der für das Kinderhaus zuständige Abteilungsarzt Gustav Eidam. Er erhängte sich 1945 während des gegen ihn durchgeführten amerikanischen Untersuchungsverfahrens. Die Verabreichung des tödlichen Medikamentes Luminal erfolgte auch durch drei Pflegerinnen der „Kinderfachabteilung“, die für diese Tätigkeit besonders entlohnt wurden. 1948 wurden sie zu einer Freiheitsstrafe von jeweils zweieinhalb Jahren verurteilt.

Die Ermordung von psychisch kranken Menschen, von Patientinnen und Patienten, stellt einen einmaligen Kultur- und Zivilisationsbruch dar: Es waren Ärzte und Pfleger, die den Tod der ihnen übergebenen Menschen durch Handeln oder Unterlassen verantworteten; Ärzte füllten die Meldebogen aus und begutachteten diese; es waren Ärzte, die die Tötungsanstalten leiteten.

Schon während der Planungen zur „Kinder-Euthanasie“ wurden im engsten Umfeld Hitlers Überlegungen zur Ausweitung der Morde auf psychisch kranke Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalten unternommen. Ergebnis war die Gründung verschiedener Tarnorganisationen, z. B. die „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil und Pflegeanstalten“, die eine ärztliche Gutachtertätigkeit koordinierte, oder die „Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft“, die Verlegungen von Patienten in Tötungsanstalten abwickelte. Diese Organisationen hatten ihren Sitz ab Frühjahr 1940 in der Berliner Tiergartenstraße 4. Von daher rührt der Begriff „Aktion T4“, der aber erst nach 1945 geprägt wurde. Als Grundlage für den Aufbau dieser Organisationen und die Umsetzung der Tötungen diente ein von Hitler unterschriebenes und auf den 1. September 1939, den Beginn des Krieges, zurückdatiertes „Ermächtigungsschreiben“.

[illegible]

337 Kinder und Jugendliche fielen der „Euthanasie“ zum Opfer

Die dreizehnjährige Edith Hecht wurde in der Kinderfachabteilung der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar ermordet. Der Stempel „R.A.“ auf dem Aktendeckel verweist auf den „Reichsausschuß“. Das war die 1939 gegründete Stelle in Berlin, die die Erfassung, Begutachtung und Tötung von Neugeborenen und Kindern mit „Missbildungen“ zentral koordinierte. Quelle: Archiv des Bezirks Oberbayern, Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, Patientenakten 7812

Die Selektion der Opfer der „Aktion T4“ erfolgte mittels eines Meldebogens, der für Patientinnen und Patienten mit bestimmten Erkrankungen ausgefüllt werden musste. Wichtigstes Kriterium war die „Art der Beschäftigung“. Auf den Meldebogen urteilten die „Gutachter“ im umrandeten Feld links unten mit Plus (für „Ermordung“) oder Minus (für „Leben“). Dieser Patient, der wohl als Opfer der „Aktion T4“ selektiert worden wäre, verstarb, ehe die Meldebogen nach Berlin zurückgeschickt wurden. Quelle: Archiv des Bezirks Oberbayern, Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, Patientenakten 2114

Am 18. Januar 1940 verließ ein Bustransport mit 25 Männern die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar. Ziel war die gerade eingerichtete Tötungsanstalt Grafeneck, wo die Patienten noch am selben Tag durch Gas ermordet wurden. Dieser Transport war der erste im damaligen Deutschen Reich. Bis zum 20. Juni 1941 folgten 19 weitere Transporte. Ab Mai 1940 (ab dem vierten Transport) wurden die Opfer auch in die soeben für den Betrieb fertiggestellte Tötungsanstalt Hartheim bei Linz in Oberösterreich deportiert, zumeist mittels Eisenbahn (die Anstalt Eglfing-Haar verfügte über einen eigenen Bahnanschluss). Insgesamt wurden von Anfang 1940 bis Ende Juni 1941 (mindestens) 2018 Patienten von der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar in die beiden Tötungsanstalten geschickt und dort ermordet.

Die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar entwickelte sich zur oberbayerischen Drehscheibe der Deportation psychisch kranker und geistig behinderter Menschen. Die Transporte im Jahr 1940 betrafen vorwiegend eigene Patienten. Ab Herbst 1940 wurden auch Bewohner der oberbayerischen, zumeist in kirchlicher Trägerschaft stehenden Pflegeanstalten, die zuvor nach Eglfing-Haar verlegt worden waren, in die Tötungsanstalten deportiert.

Die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar fungierte auch als Sammelanstalt für alle jüdischen Patientinnen und Patienten aus den bayerischen Heil- und Pflegeanstalten, die aus mindestens 20 Einrichtungen hierher verlegt worden sind. Mit dem Transport am 20. September 1940 wurden 191 jüdische Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer in die Tötungsanstalt Hartheim deportiert und ermordet. Das war der erste systematische Massenmord an Juden vor Beginn der Deportationen in die Ghettos und Vernichtungslager. Hermann Pfannmüller war als Direktor der Heil- und

Meldebogen 1
Lfd.Nr. 221

Nach Möglichkeit mit
Schreibmaschine auszufüllen.

Name der Anstalt: Haer. 1. b. o. 39.
Anschrift: H

Zu- und Vorname des Patienten: Holzappel, Siegfried.
Geburtsort: Jansbrunn.
Geburtsdatum: 21. XII. 1914.
Staatsangehörigkeit und Rasse: Deutsch, Deutschblütig.
Diagnose: angeb. Schwachsinn, Idiot.
Geistige Entwicklung: absolut pflegebedürftig; voll; asozial.
Genauere Angabe der Art der Beschäftigung: keine. Aftierung.
Seit wann in Anstalten: 1. XII. 1922.
Als krimineller Geisteskranker verwahrt: nein.
Straftaten: keine.
Anschrift der nächsten Angehörigen: Großvater: Michael Holzappel, Jansbrunn.
Erhält Patient regelmäßig Besuch: nein. (Abgabe 2. u. 5. 12/24)
Besteht Vormundschaft im Sinne § 6 BGB. oder
Pflegschaft im Sinne des § 1910 BGB: nein.
Anschrift des gesetzlichen Vertreters:
Kostenträger: L.F. # 000.

Dieser Raum ist freizulassen:

H

11. XII. 39

Unterschrift des
ärztlichen Leiters oder
seines Vertreters.
Dr. Jammitz.

Pflegeanstalt Eglfing-Haar nicht nur verantwortlich für die mindestens 2018 Deportationen. Bereits seit November 1939 war er auch selbst „T4“-Gutachter. Er entschied über den Tod von mehr als 4000 Patientinnen und Patienten mit (siehe Abbildung oben).

Töten vor Ort („Dezentrale Euthanasie“)

Parallel zur „Aktion T4“ fanden in den Heil- und Pflegeanstalten selbst Tötungen von Patientinnen und Patienten statt. Diese Morde werden in Abgrenzung zur „Aktion T4“ als „dezentrale“ oder „regionalisierte Euthanasie“ bezeichnet. Das Sterben vor Ort durch Hungerkost, Überdosierung von Medikamenten oder Vernachlässigung setzte bereits 1939 ein; zu einer deutlichen Zunahme kam es ab dem Herbst des Jahres 1941, als die Deportationen nach Hartheim eingestellt wurden. Zwischen 1941 und 1945 erhöhte sich die Sterberate der Patientinnen und Patienten in Egging-Haar von 5,8 % auf 19,3 %. Von 1935 bis 1938 hatte sie bei durchschnittlich 4,7 % gelegen.

Gewichtstabelle von Emmy Rowohl, die im September 1943 in das „Hungerhaus“ für Frauen verlegt wurde und dort nach einem Jahr Aufenthalt starb. Quelle: Archiv des Bezirks Oberbayern, Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, Patientenakten 10454

Gewichtstabelle für:					
Fr. Rowohl Emma Lang.					
Namen:		geb. 4. III. 1883			
aufg.: 5. II. 1940		cm: 169			
kg:		ohne Kleider m. Zeichen X			
Monat	1940	1941	1942	1943	1944
Jan.		62	56	53,5	46
Febr.		60	55,5	52	44
März	61	62	56	52	45
April	63	61,5	56	52	44
Mai	66	60,5	55	52	45
Juni	66	60.-	53,5	48	44
Juli	66,5	57.-	52	50	44
August	67	57,5	52	52	45
Sept.	66	56,5	52	46,5	38
Okt.	68	56.-	53	42	
Nov.	64	56.-	52	45,5	
Dez.	66	54.-	53	46	

Zwischen 1941 und 1945 erhöhte sich die Sterberate von 5,8% auf 19,3%.

Ein wichtiger Faktor für die hohe Sterblichkeit waren die sich seit Kriegsbeginn zunehmend verschlechternden Rahmenbedingungen, die sich in erster Linie an den steigenden Patientenzahlen festmachen lassen. Gab es in Eglfing und Haar um 1930 jährlich durchschnittlich 2800 verpflegte Patienten, so lag diese Zahl zwischen 1943 und 1945 immer deutlich über 4000.

Gleichzeitig mit der Zunahme der Belegung reduzierte sich die Zahl der Pflegekräfte von 490 im Jahr 1931 auf 390 im Jahr 1943, die Zahl der Ärzte von 21 auf 15. Zudem sanken die Pflegesätze für die Patienten. Der dramatische Anstieg der Zahl der Toten ist so auch auf diese katastrophale Versorgungslage zurückzuführen. Der Tod von Einzelnen war vielfach nicht intendiert, wurde aber doch bewusst in Kauf genommen. Das kann man als strukturelle Vernachlässigung werten. Bei der individuellen, auf ein bestimmtes Opfer gerichteten Vernachlässigung, wurde eine medizinisch indizierte Behandlung vorenthalten, sodass es zu Tode kam.

Die Morde durch „Hungerkost“ gingen auf ein Treffen im Bayerischen Staatsministerium des Innern am 17. November 1942 zurück, zu dem Walter Schultze, Leiter der Abteilung Gesundheitswesen, alle bayerischen Anstaltsdirektoren geladen hatte. Hier berichtete Valentin Faltlhauser, der Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee, von einer eiweiß- und fettlosen Kost („E-Kost“), die er seit August 1942 in Kaufbeuren-Irsee entwickelt und erprobt hatte und die binnen weniger Wochen zum Tode führe. Am 30. November 1942 wurde mit dem „Hungerkosterlass“ des Bayerischen Staatsministeriums des Innern in den Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten für „nicht produktiv arbeitende“ pflegebedürftige Patienten eine entsprechende „Sonderkost“ eingeführt. In Eglfing-Haar wurden im Januar 1943 zwei Krankenpavillons zu „Hungerhäusern“ umfunktioniert. Haus 22 war bis Kriegsende das „Hungerhaus“ für Frauen, das Haus 25 war das „Hungerhaus“ für Männer. Die erhaltenen „Sonderkostzettel“ dokumentieren einen eiweiß- und fettarmen Speiseplan; diese schlechtere und geringere

Verpflegung machte Patientinnen und Patienten anfälliger für Infektionskrankheiten, an denen sie schließlich verstarben. In den beiden „Hungerhäusern“ gab es mindestens 444 Opfer.

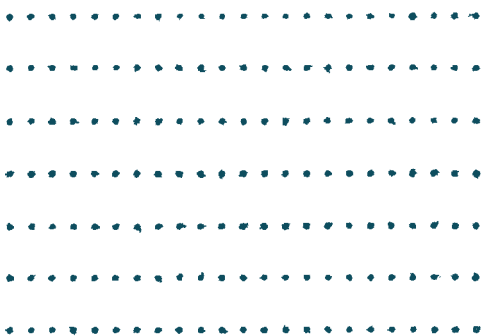
Die neuere Forschung hat ferner die These aufgestellt, dass in der Anstalt Eglfing-Haar auch erwachsene Patientinnen und Patienten durch Überdosierung von Medikamenten umgebracht wurden. Der Verdacht auf Medikamententötung kommt vor allem bei den Patienten auf, die innerhalb von wenigen Tagen an einer Bronchitis oder Pneumonie starben, ohne dass eine für die Entwicklung einer Lungenentzündung charakteristische längere Erkrankungsdauer beschrieben wurde. Die Feststellung von Krankenmorden hat generell mit der Schwierigkeit zu kämpfen, die bewusste Tötung vom natürlichen Tod zu unterscheiden. Im Zusammenhang mit der Erhebung der Münchner Opfer (Gedenkbuch, 2018) wurde dazu eine entsprechende Methodik

entwickelt. In dieser Untersuchung zur „dezentralen Euthanasie“ (Töten vor Ort) der Münchner Patienten wurden 850 Opfer festgestellt. Hochgerechnet auf alle Patienten der Heilanstalt Eglfing Haar ergäbe dies etwa 1660 Opfer. Für eine endgültige Benennung der Opferzahlen sind die Ergebnisse der Recherchen zu den oberbayerischen Opfern abzuwarten.

Zusammenfassung

Zählt man die Zahlen der Kindermorde, der „Aktion T4“ und des Tötens vor Ort zusammen, so kommt man auf etwa 4000 Opfer, die in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar von 1939 bis 1945 ermordet oder zur Tötung abtransportiert worden sind. Die Einrichtung war zentrale süddeutsche Drehscheibe für Deportationen im Rahmen der „T4-Aktion“ als auch selbst eine Tötungsanstalt. Bereits seit 1934 hatte sich Eglfing-Haar als rassenhygienische „Musteranstalt“ profiliert. Mindestens 1703 Patientinnen und Patienten wurden sterilisiert.

Dieser Raum ist freizulassen:



Literaturauswahl

Becker, Rainald: Nationalsozialistische Zwangssterilisation und „Euthanasie“ in Bayern, Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Band 74 (2011), S. 269 – 293

Erfasst, verfolgt, vernichtet. Kranke und behinderte Menschen im Nationalsozialismus, in: NS-Dokumentationszentrum München, Jahresbericht Mai 2016 bis April 2017, München 2017, S. 48 – 53

Faulstich, Heinz: Hungersterben in der Psychiatrie 1914 – 1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998

Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde, herausgegeben vom NS-Dokumentationszentrum München und dem Bezirk Oberbayern durch Michael von Cranach, Annette Eberle, Gerrit Hohendorf und Sybille von Tiedemann, Göttingen 2018

Katzur, Julia: Die „Kinderfachabteilung“ in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar und die nationalsozialistische „Kindereuthanasie“ zwischen 1940 und 1945, Technische Universität München, Dissertation, München 2017

Richarz, Bernhard: Heilen, Pflegen, Töten. Zur Alltagsgeschichte einer Heil- und Pflegeanstalt bis zum Ende des Nationalsozialismus, Göttingen 1987

Schmidt, Gerhard: Selektion in der Heilanstalt 1939 – 1945, Stuttgart 1965, 2. Auflage Frankfurt a. M. 1983, Neuauflage mit ergänzenden Texten Berlin / Heidelberg 2012

Stockdreher, Petra: Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, in: Cranach, Michael von / Hans-Ludwig Siemen (Hg.): Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945, München 1999 (2. Auflage 2012), S. 327 – 362

Nach 1945

Beginn der Aufarbeitung

Klaus Rückert



Ende der 1960er-Jahre gingen die „bleiernen Jahre“ langsam zu Ende. Gemeint sind damit die Jahrzehnte, in denen nach kurzer Entnazifizierung viele Alt-Nazis in Politik, Wirtschaft, Justiz, aber auch in der Ärzteschaft weiterarbeiten konnten, als wäre nichts geschehen. Die „Studentenrevolution“ 1968 drängte auf einen Neuanfang. In diesen unruhigen Jahren wurden auch immer mehr Stimmen laut, die eine Reform der überkommenen Anstaltspsychiatrie forderten. Auch die lange totgeschwiegene, grausame Epoche der „Euthanasie“ wurde nun langsam ans Licht geholt, wenn auch die Widerstände beträchtlich waren. Ich trat 1983 meinen Dienst im damaligen Bezirkskrankenhaus Haar, dem heutigen kbo-Isar-Amper-Klinikum, mit dem Ziel an, nicht nur Kranken-, sondern meinem Titel entsprechend Krankenhauspfarrer zu sein. Der Verein „Bayerische Gesellschaft für psychische Gesundheit“, Träger von Wohnungsgemeinschaften für psychisch Kranke, bat mich, ein Amt in seinem Vorstand zu übernehmen – also mich der Sozialpsychiatrie zuzuwenden.

Junge Assistenzärzte sprachen mich darauf an, ob mir aufgefallen sei, dass in der stolzen Ahnengalerie im ersten Obergeschoß der Verwaltung ein Bild des Direktors Hermann Pfannmüller fehle, der die Anstalt

in der NS-Zeit leitete. Ein älterer Oberarzt erzählte mir, dass er im Speicher des Verwaltungsgebäudes alte verstaubte Akten aus jener Zeit entdeckt habe, die dort anscheinend versteckt worden waren. Andere Ärzte machten mich dann auf das Buch „Selektion in der Heilanstalt“ von Gerhard Schmidt aufmerksam. Schmidt war der von den Amerikanern eingesetzte erste Direktor nach dem Krieg, der im Lauf seiner kurzen Amtszeit die Verbrechen der NS-Zeit in Haar aufdeckte und niederschrieb. Die geschilderten Verbrechen waren ungeheuerlich. Doch im Alltag des Arbeitens und Lebens im Bezirkskrankenhaus war davon in den 1980er-Jahren mit keinem Wort die Rede – so als wäre nichts geschehen.

So begann auch ich nachzuforschen und vor allem ältere Mitarbeiterinnen nach ihren Erfahrungen aus jener Zeit zu befragen. Der damalige Krankenhausdirektor Christof Schulz ließ mich gewähren, unterstützte mich allerdings nie direkt. Bei den älteren Mitarbeitern stieß ich auf großen Widerstand: Ja, da sei etwas gewesen, aber das sei lange vorbei, man könne sich nicht mehr erinnern und solle das Vergangene doch endlich in Ruhe lassen. Eine ältere Oberärztin wies mich sogar scharf zurecht: „Das geht Sie als Pfarrer gar nichts an. Lassen Sie die Finger davon!“

„Das geht Sie als Pfarrer gar nichts an. Lassen Sie die Finger davon!“



Erst ab Ende der 1980er-Jahre wurde der Begriff „Euthanasie“ in Haar im öffentlichen Raum sichtbar: Detail des Mahnmals im Klinikumsgelände und Inschrift einer Bodenplatte beim Mahnmal zum Gedenken der Opfer der Weltkriege der Gemeinde Haar

Der Nachfolger Schmidts als Direktor, Anton Edler von Braunmühl, der schon in der NS-Zeit in leitender Stellung in der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar tätig war, galt als unantastbar. Mit viel Mühe bekam ich heraus, dass die leitende Oberschwester der Kinderstation noch in Haar lebte – einer Station, in der laut Schmidt mindestens 337 behinderte Kinder durch Giftinjektionen totgespritzt wurden. Diese Oberschwester war nach dem Krieg zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt worden und lebte seither völlig zurückgezogen im Häuschen ihrer Familie. Sie war völlig verbittert und fühlte sich an den Pranger gestellt, obwohl sie doch immer wieder versucht habe, Kinder zu retten. Sie hätte aber doch nicht ärztliche Anordnungen verweigern können.

Durch die Veröffentlichungen Michael von Cranachs und vor allem von Klaus Dörner und Asmus Finzen in Norddeutschland war auch in der Bevölkerung Haars

inzwischen ein wenig das Bewusstsein gewachsen, dass in ihrem Ort in der NS-Zeit furchtbare Verbrechen geschehen sein mussten. Über sie war aber bis dahin nie öffentlich gesprochen worden.

Für mich war und ist der Volkstrauertag eine jener Gelegenheiten, sich an die schreckliche deutsche Vergangenheit zu erinnern, damit sie sich nie mehr wiederholt. Diese Erinnerung durfte aber meiner Meinung nach nicht nur den gefallenen Soldaten gelten, sondern allen Opfern der Gewalt jener Jahre, auch – und in Haar in besonderem Maße – den ermordeten psychisch Kranken. Deshalb regte ich an, am Vorabend des Volkstrauertags 1985 in Haar einen Trauer- und Bußweg zum Gedenken an die ermordeten Kranken zu veranstalten. Mein katholischer Kollege Pfarrer Georg Zacherl war bereit mitzumachen. Dieser Weg begann in der Ortsmitte Haars, um die Verflechtung des Ortes mit dem Krankenhaus zu symbolisieren,

und endete in der Kirche Mariä Sieben Schmerzen auf dem Klinikgelände. Unterwegs wurde an besonderen Stationen angehalten: beim ehemaligen Gleisanschluss, an dem die Opfer in die Züge zur Tötungsanstalt verladen wurden, an einem der „Hungerhäuser“, wo Hunderte Kranke durch Mangelernährung starben, und am „Kinderhaus“. An jeder Station wurden Erinnerungs- und Bibeltexte gelesen und ein schlichtes liturgisches Lied gesungen. Die Schwestern von Irsee hatten dieses immer in ihrer Kirche angestimmt, wenn sie wieder einem Transport aus ihrem Pflegeheim in ein Vernichtungslager machtlos zusehen hatten mussten: „Großer Gott, erbarm dich der Opfer, verzeih uns die Sünden, erbarm dich der Henker, erbarm dich der Menschen“.

Im März 1988 fand in Irsee eine Tagung der evangelischen Akademie Tutzing und der Bayerischen Gesellschaft für psychische Gesundheit zur Psychiatriereform statt. Michael von Cranach hielt am Samstagabend einen Vortrag zur „Euthanasie“, ich gestaltete am Sonntagmorgen am dortigen Mahnmal eine Gedenkstunde ähnlich dem Haarer Bußweg. Weil fast alle der umgebrachten chronischen Patienten wegen ihrer langen Aufenthaltsdauer in der Anstalt als Haarer Bürger galten, stellte ich einen schriftlichen Antrag an die Gemeinde Haar, am Kriegerdenkmal eine Gedenktafel anzubringen – und zwar zum Gedenken an alle Opfer der NS-Zeit und des Krieges, also auch an die Opfer der „Euthanasie“. Im Gemeinderat kam es zu erregten Diskussionen. Ein in Haar geborener Gemeinderat behauptete, das sei alles nicht wahr. Ein anderer schrie fast weinend, das Leid der Vertriebenen sei viel schlimmer gewesen. Ein dritter wollte von all dem nichts mehr hören, er habe es satt, ständig als schlechter Deutscher hingestellt zu werden. Andere sahen in meinem Antrag eine Beleidigung der gefallenen Soldaten. Wieder andere wollten keine Unruhe in die Bevölkerung tragen. Die Presse berichtete mehrfach über diese Auseinandersetzungen, mir wurde vor allem vorgeworfen, die Bevölkerung zu spalten und Unruhe in Haar zu säen. Trotzdem stimmte schließlich der Gemeinderat mehrheitlich meinem Antrag zu. Die Tafel am Kriegerdenkmal erhielt die Inschrift „Den Opfern von Verfolgung,

Euthanasie, Krieg, Gefangenschaft und Vertreibung. Die Gemeinde Haar“. Als Reaktion darauf teilte die „Krieger- und Soldatengemeinschaft Haar“ mit, dass sie sich wegen dieser Beleidigung ihrer gefallenen Kameraden in Zukunft nicht mehr mit ihren Fahnen am Gedenken des Volkstrauertags beteiligen werde.

1985 hatte Bundespräsident Richard von Weizsäcker seine berühmte Rede zum 8. Mai gehalten, in der er den Tag der Kapitulation Hitler-Deutschlands einen Tag der Befreiung nannte. Daraufhin änderte sich auch in Haar der Charakter des Volkstrauertages, und die neue Tafel war genau das richtige Zeichen dafür. In diesen aufwühlenden Monaten des Jahres 1986 versuchte ich, weiter zur Aufklärung der „Euthanasie“-Verbrechen in Haar beizutragen. Ich lud deshalb den früheren katholischen Krankenhauspfarrer Josef Radecker zu einem Vortrag in die Jesuskirche ein mit dem Titel „Die seelsorgerliche Betreuung psychisch kranker Menschen im Bezirkskrankenhaus Haar im Dritten Reich“. Vor allem ältere Pflegekräfte schätzten Pfarrer Radecker sehr. Ihm war als Seelsorger der Schutz des Pflegepersonals in jener dunklen Zeit oberstes Gebot. Dann trat ich in Korrespondenz mit Gerhard Schmidt, dem ersten Direktor nach dem Krieg. Er lebte im Ruhestand in Schleswig-Holstein. Er kam gerne zu einem



Werner Mally: „Die Be- und Er-Leuchtung des verschatteten Raumes der Holocaust-Geschichte durch das Erinnern stellt den eigentlichen Auftrag dieses Werkes dar.“

„Restlicht – Eine temporäre Gedenkskulptur“. Die 2012 entstandene Installation von Werner Mally wurde 2015 vor dem Rathaus in Haar aufgestellt. Die Installation wurde 2021 im Umfeld des ehemaligen Kinderhauses, einem heutigen Kindergarten, der Öffentlichkeit vorgestellt und befindet sich auf dem ehemaligen Klinikgelände.



Die Erinnerungsarbeit an jener dunklen Zeit wird und muss weitergehen.

Vortrag, allerdings nicht ins Bezirkskrankenhaus. „Mein Vater war nach eineinhalb Jahren über Nacht und ohne Begründung von den bayerischen Behörden entlassen worden, die an seiner Stelle von Braunmühl beriefen. Das war vermutlich die Rache für seine schonungslose Aufklärungsarbeit im Bezirkskrankenhaus“, erklärte mir sein Sohn Peter Schmidt.

Gerhard Schmidt hielt seinen Vortrag zur „Euthanasie“ in Haar schließlich in der Evangelischen Stadtakademie in München. Eine filmische Aufzeichnung des Vortrags wurde später im Bezirkskrankenhaus Haar gezeigt. Der damalige Bezirkstagspräsident Georg Klimm genehmigte die Vorführung. Diese Genehmigung zeigte, dass sich auch in der oberbayerischen Politik die Haltung gegenüber dem „Euthanasie“-Gedenken zu ändern begann. Der Bezirk Oberbayern war bereit, auf dem Krankenhaushausgelände ein „Euthanasie“-Mahnmal zu errichten. Ich schlug für dieses Mahnmal den Bildhauer Josef Gollwitzer als Künstler vor. Gollwitzer gestaltete dann das Denkmal neben der evangelischen Kapelle. Mit einer größeren Gedenkfeier wurde dieses Denkmal am 18. Januar 1990 eingeweiht. Von da an wurde über das Thema „Euthanasie“ im Bezirkskrankenhaus offener gesprochen.

Gegen Ende der 1980er-Jahre wurde die Bildergalerie der Direktoren im Verwaltungsgebäude durch einen

Text über Hermann Pfannmüller ergänzt, den Direktor während der NS-Zeit. Bereits 1986 hatte – anfangs ziemlich unbemerkt – der Assistenzarzt Bernhard Richarz seine Doktorarbeit „Heilen, Pflegen, Töten“ über die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar in der NS-Zeit veröffentlicht. Durch ihn wurde Gerhard Schmidts wegweisendes Buch ergänzt und aktualisiert. Im 2005 eingerichteten Psychatriemuseum erhielt die Zeit der „Euthanasie“ einen angemessenen Platz, und am 18. Januar 2010 fand eine große Gedenkfeier in Erinnerung daran statt, dass 70 Jahre vorher die ersten 25 Männer aus der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar in eine Vernichtungsanstalt deportiert worden waren. Seitdem hat der 18. Januar jedes Jahr seinen festen Platz im Kalender des Klinikums als Gedenkfeier an die Zeit der Euthanasie. Im Mittelpunkt der Erinnerungskultur steht jetzt, den Opfern der „Euthanasie“ ein Gesicht zu geben und sie persönlich zu würdigen – in enger Zusammenarbeit mit den Angehörigen. Die Erinnerungsarbeit an jener dunklen Zeit wird und muss weitergehen.

Der evangelische Pfarrer und Pastoralpsychologe Klaus Rückert war von 1983 bis 1995 als Krankenhaus-Seelsorger im damaligen Bezirkskrankenhaus Haar tätig. Seitdem engagiert er sich für die Aufklärung und Aufarbeitung der NS-Verbrechen. Heute ist er berufenes Mitglied des Behindertenbeirates der Stadt Haar.

Maria Weindl

Ein Rückblick auf das Leben meiner Großmutter

Josef Held

Meine Großmutter Maria Weindl wurde am 24. September 1893 geboren. Sie ist auf einem Bauernhof im Landkreis Aichach-Friedberg, damals ein Teil von Oberbayern, als drittes von vier Kindern aufgewachsen. 1916, als sie 23 Jahre alt war, kam ihr Bruder Friedrich Lindermeier als Soldat im Ersten Weltkrieg ums Leben. 1923 heiratete Sie im Alter von 29 Jahren Josef Weindl, der nur einige Häuser weiter weg wohnte und ebenfalls einen Bauernhof bewirtschaftete.

Maria Weindl brachte drei Töchter und zwei Söhne zur Welt. Ihr erster Sohn starb nach drei Jahren. Ihr jüngstes Kind, meine Mutter, kam 1932 im Alter von einem Jahr in die Familie ihres Onkels, damit es dort einen Hoferben gibt. Zwölf Personen lebten in einem Haushalt auf engem Raum. Das Wohnzimmer wurde für die Raiffeisenbank genutzt, die mein Großvater nebenbei führte. Es waren die schwierigen Jahre nach der Weltwirtschaftskrise. Das wirtschaftliche Überleben war für Landwirte schwer.

1935 endete dieses normale, dörfliche Leben als Bäuerin für meine Großmutter plötzlich. Im Frühjahr 1935 war meine Großmutter zwei Monate lang in der psychiatrischen Universitätsklinik in München in Behandlung. Von dort wurde sie direkt in die damalige Heil- und Pflegeanstalt Haar-Eglfing verlegt. In den nächsten fünf Jahren blieb sie dort und kam wohl nie mehr in ihren Heimatort zu ihrer Familie.

ungeheilt	
entlassen entwichen etc.	transferiert nach:
Überstellt in eine Reichsanstalt.	

Es bedrückt mich, daran zu denken, wie es meiner Großmutter zu dieser Zeit wohl ergangen ist. Wie war es für sie, die als ängstlich beschrieben wurde, in der Zeit von 1935 bis 1940 eine Psychiatriepatientin zu sein? Was hat sie geahnt, was hat sie davon zu spüren bekommen, dass die Ideologie vom „lebensunwerten Leben“ immer bestimmender wurde?

Einen winzigen Einblick in diese Zeit gibt mir ihre Krankenakte. Auf den ersten elf Seiten werden relativ ausführlich die Anamnese und der Verlauf des Aufenthaltes in den ersten drei Monaten dargestellt. Richtig bestürzt hat mich beim Lesen, dass in den letzten neun Monaten von Oktober 1939 bis zu Ihrem Tod am 3. September 1940 nur ein einziger Satz zu finden ist. Dieser eine Satz zeigt die unbarmherzige Perspektive eines Aufseher oder Wächters. Es ist keinerlei menschliches oder medizinisches Interesse zu erkennen.

Am 3. September 1940 wurde sie zusammen mit 120 anderen Frauen von Eglfing-Haar aus mit dem Zug nach Linz und von dort mit dem Bus nach Hartheim gebracht. Hartheim war zu diesem Zeitpunkt eine von mehreren deutschen Tötungsanstalten, in der Patienten der Psychiatrie und Menschen mit Behinderungen unter größter Geheimhaltung ermordet wurden. Vermutlich am gleichen Tag kamen diese Frauen zu Tode. Die Menschenwürde dieser Frauen galt nichts, sie waren hilflos ausgeliefert.

Maria Weindl wurde am 3. September 1940 in der Tötungsanstalt Hartheim durch Gas ermordet.

Abb. links: „Überstellt in eine Reichsanstalt“. Eintrag vom 18.1.1940 in einem „Abgangsbuch“. Quelle: Archiv des Bezirks Oberbayern, Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar 319



Seit einigen Jahren, nach einer längeren und komplizierten Recherche, weiß ich nun, dass meine Großmutter in Hartheim ermordet wurde. Unsere Familie erhielt 1940 nach ihrem Tod lediglich die Information, dass unsere Großmutter am 23.9.1940 in Sonnenstein bei Dresden an einer Krankheit gestorben sei. Es war von den staatlich gelenkten Organisatoren dieser Morde gewollt, dass die Tötungen verschleiert werden. Die Angehörigen erhielten falsche Angaben zu Todesursache, Todesdatum und Todesort.

Ich wurde 17 Jahre nach dem Tod meiner Großmutter geboren und habe sie nicht persönlich kennengelernt. In meiner Familie wurde wenig über sie erzählt. Wenn ich jetzt zurückblicke auf mein Leben, dann wird mir erst so richtig klar, wie stark dieses verschwiegene und unbekannte Leben meiner Großmutter mich indirekt beeinflusst und beschäftigt hat. Heute würde ich sagen, es gab ein Tabu, über sie zu sprechen. Es fiel mir bis vor wenigen Jahren noch richtig schwer darüber zu sprechen, dass sie „ermordet“ wurde. In unserer Familie wurde über lange Jahrzehnte nicht über unsere Großmutter geredet. Ein Tabu, das unausgesprochen wirkte. Mittlerweile weiß ich, dass das für sehr viele Familien zutrifft, die Angehörige durch die Krankenmorde verloren haben.

Für mich persönlich war es ein wichtiges Erlebnis, zusammen mit 60 anderen Personen der Gedenkinitiative München am 18. Juni 2019 nach Hartheim, dem Ort der Krankenmorde, zu fahren. Es war nach 79 Jahren das erste Mal, dass der Name meiner Großmutter in einer öffentlichen Veranstaltung genannt wurde, und zwar genau an dem Ort ihres bis dahin anonymen und gewaltsamen Todes durch Gas. Diese gemeinsame Gedenkfahrt bedeutet mir als ihr Enkel sehr viel. Ich empfinde es als einen wichtigen Schritt, um den Opfern wieder ihre Würde und ihren Platz in der Gesellschaft zu geben. Denn ihnen wurde damals auf menschenverachtende Weise erst die Menschenwürde und dann das Leben genommen.

Dass in unserer Familie jetzt offener darüber gesprochen wird und die Wahrheit nicht mehr im völligen Nebel liegt, ist für mich eine Erleichterung. Inzwischen sind Fotos von meiner Großmutter aufgetaucht, und durch die Beschäftigung mit ihrer Geschichte bekomme ich eine Vorstellung von ihr und empfinde eine Verbundenheit mit ihr.

Die Erinnerung an das Schicksal meiner Großmutter ist für mich nicht nur ein Blick zurück in die Geschichte. Die Geschichte meiner Großmutter hat für mich auch eine große Bedeutung für mein gegenwärtiges Leben. Wenn ich an meine Großmutter denke, dann denke ich oft darüber nach, wie unsere Gesellschaft mit Menschen umgeht. Mich erschreckt zum Beispiel, dass Menschen direkt vor Europa im Mittelmeer ertrinken und nicht gerettet werden. In unserem Europa, das sich der Humanität verpflichtet sieht, wird stattdessen darüber gestritten, ob ein privates Rettungsschiff in einen Hafen einlaufen darf oder nicht.

Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der psychische Erkrankung kein Tabu-Thema mehr ist. Ich wünsche mir auch, dass jeder Mensch, wirklich jeder Mensch, ohne Unterschied und ohne Vorbedingungen als wichtiger Teil der Gesellschaft gesehen und geschätzt und geschützt wird.

Theodolinde Diem

Meine Tante Thea

Lisa Wanninger

Die 1908 in München geborene Theodolinde Diem wurde am 29. April 1941 in der Tötungsanstalt Hartheim durch Gas ermordet.



„Irgendwann muss Schluss sein mit den alten Geschichten!“ Das hört man – leider – immer öfter. Warum erinnere ich mich an alte, dunkle Zeiten? Ich erlaube mir einen Exkurs ins Bayerische. Der bayerische Mensch hat einen nachvollziehbaren Wunsch: „Ich bitt’ um a gute Nachred“. Eine Möglichkeit des Gedenkens.

Meine Tante Theodolinde Diem, genannt Thea, wurde mit 33 Jahren ermordet. Sie hatte eine – heute meist heilbare – Krankheit und passte nicht mehr in die Gemeinschaft der Tüchtigen, der Gesunden, der Andersgläubigen, der Klugen, der „Übermenschen“, der „Überlegenen“. Diese Gemeinschaft war krank, aus vielen Gründen, krank im Kopf und im Herzen. Es hat so harmlos angefangen, mit Stolz auf das Vaterland, aufgehört hat es mit Folter und Tod unschuldiger Menschen. Die es erlebt haben, werden es – hoffentlich – nicht vergessen. Das kollektive Gedächtnis für Ungerechtigkeiten ist nicht sehr ausgeprägt. Menschen, die davon später vielleicht hören oder lesen, können das Schreckliche, Unvorstellbare kaum glauben.

Ich meine, das ist eine meiner Aufgaben: Ich muss Wissen und Erfahrungen weitergeben – ohne Schuldzuweisung – aber davon reden. Einmal damit die kommenden Generationen vorsichtig sind und „den Anfängen wehren“. Zum Zweiten damit sie bewusst differenzieren und überlegen, was sie über andere sagen und denken. Jede gesunde Gemeinschaft muss Anders-Sein zulassen. Jeder hat das Recht „anders“ zu sein. Empathie / Mitgefühl kann man auch lernen. Und zum Dritten: ich will mit der Erinnerung die entrechteten Menschen wieder sichtbar machen, die einer kranken Gesellschaft und der daraus entstandenen verbrecherischen Politik zum Opfer gefallen sind. Sie werden durch das Erinnern nicht wieder lebendig,

aber sie werden „rehabilitiert“ für ihr „Anderssein“, sie werden anerkannt mit ihrem erhofften Lebenstraum. Es waren Menschen wie du und ich.

Erlauben Sie mir einige Gedanken zu äußern, die mich umtreiben. So wichtig mir das Gedenken an all die Menschen ist, die durch staatliche Willkür umgebracht wurden, so sehr beunruhigt mich der Gedanke, ob wir heute genug tun können für Menschen, die auf der Flucht (aus was für Gründen auch immer) Unmenschliches erlebt haben. Wie meine Tante haben sie Todesangst, werden psychisch auffällig, vielleicht sogar straffällig oder bringen sich um. Wenn ich glauben könnte, dass vor allem die Justiz und die Psychiatrie diese Gedanken nicht weg schieben, wären das Leben und vor allem das Sterben meiner Tante nicht ganz umsonst gewesen.

Das Förderzentrum Unterhaching hieß bis 2012 Erwin-Lesch-Schule. benannt nach einem überzeugten Nazi. 1922 wurde die Schule nach Thea Diem benannt.

Ich wünsche mir, dass Haar weiterhin Verantwortung füreinander übernimmt, nicht nur für gestern, sondern auch für heute.

Erinnerung für die Zukunft

Projektleitung

Prof. Dr. Peter Brieger

Franz Podechtl

Projektteam

Nikolaus Braun (geschichtswissenschaftliche Beratung)

Sabine Brüchmann (Begleitung)

Dr. Winfried Helm (Kurat)

Henner Lüttecke (Koordination)

Susanne Menzel (Koordination)

Prof. Dr. Jörg Skriebeleit (konzeptionelle Beratung)

Brigitta Wermuth (Begleitung)

Bildnachweis

S. 4, 6, 7, 16 – 19: Susanne Asenkerschbaumer

S. 5: kbo-Isar-Amper-Klinikum München-Ost

S. 11: Bundesarchiv Berlin

S. 12 – 15, 20: Archiv des Bezirks Oberbayern

S. 21: Josef Held

S. 22: Lisa Wanninger

Umschlag und Fond S. 8 / 9: Collage aus unkenntlich gemachten Bildmotiven, die aus dem Archiv des Bezirks Oberbayern und aus dem 2018 veröffentlichten Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde stammen.

Impressum

Herausgeber:

kbo-Isar-Amper-Klinikum Region München

Vockestraße 72 | 85540 Haar | www.kbo-iak.de

Tel.: 089 4562-2822 | E-Mail: erinnerungskultur.iak@kbo.de

Koordination: Henner Lüttecke

Redaktion: Theorie & Praxis – Dr. Winfried Helm, Passau

Art Concept: Asenkerschbaumer Visuelle Kommunikation, Berlin

Satz: Andreas von Mendel, Ismaning

Druck: Flyeralarm GmbH, Würzburg

